

2.1 Die Seelenverfassung der Siedler*innen des gemeinschaftlichen Hauses

Pruschewskij hätte schon heute voraussehen können, welches Werk der statischen Mechanik, im Sinne der Kunst und Zweckmäßigkeit, im Zentrum der Welt zu platzieren wäre, nicht vorausahnen aber konnte er die Seelenverfassung der Siedler des gemeinschaftlichen Hauses in dieser Ebene und noch weniger sich die Bewohner des künftigen Turms inmitten der allumfassenden Erde vorstellen. Welchen Körper wird die Jugend dann haben und von welcher bewegenden Kraft wird das Herz zu klopfen und der Verstand zu denken anfangen.

Pruschewskij wollte das heute schon wissen, damit nicht umsonst die Mauern seiner Baukunst errichtet würden: das Haus soll von Menschen besiedelt und die Menschen erfüllt sein von jener überschüssigen Lebenswärme, die einmal den Namen Seele bekam. Er fürchtete sich davor leere Gebäude zu errichten – solche, in denen die Menschen nur des rauen Wetters wegen leben. (Platonow 2017: 28)

Der Ingenieur Pruschewskij aus Andrej Platonows Roman *Baugrube* weist auf eine Grundproblematik der modernen Architektur hin, von der auch der Soziologe Richard Sennett in seinem Buch *Die offene Stadt* schreibt: vom Widerspruch zwischen gebauter und gelebter Stadt, der *ville* und der *cité*. Missachtet die Stadtplanung die Herausforderungen der Stadtgesellschaft, dann entsteht eine *ville*, die der *cité* nicht entspricht. Ebenso ist das Verständnis der städtischen sozialen Strukturen nicht vollständig, wenn die baulichen Rahmenbedingungen nicht mit einbezogen werden. In einer zukunftsfähigen *offenen* Stadt werden *ville* und *cité* zusammengebracht (Sennett 2018).

Der Berliner Senat hat im Herbst 2018 die *Leitlinien für Beteiligung von Bürgerinnen und Bürgern an Projekten und Prozessen der räumlichen Stadtentwicklung* herausgegeben, die in einem 18-monatigen Prozess mit Bürger*innen und Expert*innen erarbeitet wurden (SenSW 2019). Die Leitlinien stellen ein politisches Bekenntnis zu mehr Bürger*innenbeteiligung – der Einbeziehung der *cité* in die Gestaltung der *ville* – in Berlin dar. Das Mitwirken der Bürger*innen an städtischen Pro-

jekten soll gefördert werden und ist ein wichtiger Baustein der demokratischen Teilhabe. Zudem sollen auch explizit Konfliktpotenziale frühzeitig erkannt und moderiert werden, sodass Proteste aus der Bürger*innenschaft nicht im späteren Verlauf zu Blockaden im Projektverlauf führen.

Die Architektenkammer Berlin als Interessenvertretung der Professionen, die eng mit der Umsetzung der Leitlinien befasst sind, reagierte in einer Stellungnahme grundsätzlich zustimmend. Allerdings betont das Positionspapier, dass die Rahmenbedingungen für die Mitbestimmung durch Bürger*innen jeweils klar abgesteckt und kommuniziert sein müssen sowie die Angemessenheit der Partizipation zur Bedeutung des Bauwerks für die Öffentlichkeit gewährleistet sein muss (Architektenkammer Berlin 2019). Kritischer reagiert die Berliner MieterGemeinschaft in ihrer Mitgliederzeitung. Notwendige Bauvorhaben verzögerten sich durch die Beteiligungsverfahren des Senats oder würden ganz fallen gelassen. Des Weiteren seien Entscheidungen, die mit der Bürger*innenschaft oder durch Petitionen entstanden sind, oftmals nicht verbindlich umgesetzt worden, insbesondere dann, wenn Investor*inneninteressen dem entgegengestanden hätten (Blume 2019). Doch auch von Seiten der Immobilienwirtschaft gibt es Kritik an intensiverer Bürger*innenbeteiligung. Jan-Philipp Hein sieht in seinem Kommentar für den Tagesspiegel die Umsetzung von notwendigen Wohnungsbauvorhaben in Gefahr, da die Bürger*innen regelrecht zum Protest aufgerufen würden. Wo sich in Berlin doch ohnehin bei jedem kleinen Bauvorhaben eine Bürger*inneninitiative formiere, so Hein, führe die Intensivierung der Partizipationsbestrebungen nur dazu, dass der Senat seine Kritiker*innen auch noch finanziert und sich so selbst blockiert. Währenddessen ziehe sich die Politik aus der Verantwortung Entscheidungen zu treffen (Hein 2018). Im öffentlichen Diskurs besteht keine Einigkeit zur Notwendigkeit, zur Definition und zur Ausgestaltung von Partizipation. Vielmehr ist sie zum Streitthema heftiger Debatten geworden.

Was ist Partizipation?

Der Politiksoziologe Ortwin Renn gibt einen Überblick über die Möglichkeiten und Grenzen der Partizipation in öffentlichen Planungen (Renn 2013). Dabei betont er die Notwendigkeit von Bürger*innenbeteiligung für eine demokratische Gesellschaft. »Politikverdrossenheit, St. Florians-Prinzip²⁴, Wutbürger, Protestkultur, Besitzstandswahrung, Anspruchsmentalität – diese Schlagworte kennzeichnen die aktuelle Debatte um die Rolle des Bürgers in unserer heutigen Gesellschaft.«

24 Laut Renn die deutschsprachige Entsprechung für das Phänomen des *Not-in-my-back-yard-Protests*, der sich gegen die Ansiedlung notwendiger Infrastruktur in der Nähe der betroffenen Anwohner*innen wendet (Renn 2013: 78).

(Renn 2013: 71). Er erkennt an, dass die Bürger*innen keine einheitliche Front darstellen und in »vielerlei Gruppen zersplittert sind« (Renn 2013: 73), jedoch bezieht er sich vor allem auf die Gegenwehr der Bürger*innen gegen Planungen. Ausgehend von der Steuerungsproblematik, wenn Entscheidungen keine ausreichende Legitimation zugrunde liegt, erörtert er die Notwendigkeit der Einbeziehung der Bürger*innen in die Entscheidungsprozesse und stellt verschiedene Formate vor (Renn 2013: 81ff). Diese basieren allesamt auf der Initiative der politischen und administrativen Entscheidungsträger*innen und ihrer Offenheit für Mitwirkung durch Laien. Eigenständiges politisches Engagement abseits der Top-Down-Einladung zur Kooperation behandelt Renn nicht.

In seiner Auseinandersetzung mit der Frage *Wer partizipiert (nicht) in der Politik?* befasst sich der Politikwissenschaftler Jan W. Van Deth mit den verschiedenen Formen der Bürger*innenbeteiligung, wie diese angenommen werden und wer sich nicht einbringt (Van Deth 2014). Er versucht den Partizipationsbegriff weiter zu fassen und sieht nicht nur die *bürgerschaftliche Beteiligung*, sondern auch *Protest* als Form der Teilhabe. Er diagnostiziert Korrelationen zwischen der individuellen Ressourcenausstattung und der Wahrscheinlichkeit am politischen Leben teilzunehmen. Ebenso sieht er einige Faktoren, die eine Teilhabe negativ beeinflussen können, wie das Wohnumfeld, den Familienstatus, Staatsangehörigkeit oder fehlende Vereinsmitgliedschaften. Er schlussfolgert, dass eine Vielzahl an Einflussfaktoren die Aktivität der Bürger*innenschaft beeinflussen und daraus eine Verschiebung entsteht, sodass eher die zufriedeneren Bürger*innen aktiv an den demokratischen Prozessen teilhaben. Eine breitere Beteiligung der weniger zufriedenen und misstrauischen Bürger*innen hätte zur Folge, dass auch deren statistisch geringere Toleranz gegenüber anders Denkenden das politische Klima beeinflussen würden (Van Deth 2014: 149f). Richard Sennett würde dieser Schlussfolgerung widersprechen, denn seiner Auffassung nach führt gerade das gemeinsame Arbeiten an Lösungen in einem alle betreffenden Prozess dazu, dass gegenseitiger Respekt entsteht. Dabei ist es wichtig, dass von allen Seiten eine Bereitschaft zur Koproduktion entstehen und eine Kommunikation auf Augenhöhe stattfinden kann (Sennett 2018: 299ff). Van Deth übersieht diese Dynamik, die Partizipationsprozesse selbst auslösen können, wenn es gelingt politikferne Bürger*innen einzubinden und an Entwicklungen teilhaben zu lassen.

Auch die politische Anthropologin Andrea Cornwall sieht in Partizipationsprozessen die strukturelle Tendenz zur Exklusion bestimmter Gruppen. Die Legitimation politischer Repräsentant*innen hänge selbst davon ab, wer sich an Wahlen beteilige. Da diese Beteiligung sozial ungleich verteilt sei, wirkten sich strukturelle Unterschiede auch auf die politische Repräsentation verschiedener Gruppen aus (Cornwall 2008: 277). Um die nicht teilnehmenden Akteur*innen einzubinden und die Kluft durch exklusive Partizipationsangebote nicht weiter zu vertiefen, sei es erforderlich, die Aufmerksamkeit auf ihre Lebensbedingun-

gen zu richten, denn keine dieser Gruppe lebt isoliert. Cornwall betont, dass es wichtige ökonomische und soziale Beziehungen verschleiern würde, wenn wir jede soziale Gruppe als eigenständig behandeln würden. Vielmehr könnten naive Versuche der Inklusion die Situation eher verschlimmern.

[...] these groups do not exist in social isolation. Treating them as discrete social groups can undermine economically and socially significant relationships that exist between the poor and the better-off or between women and men. Without a dynamic understanding of people's social networks and the institutions and dimensions of difference that matter in the pursuit of their livelihoods, naive efforts to bring about inclusive development may simply make things worse. (Cornwall 2008: 278)

Eine Forschungslücke in der Partizipationsforschung

Dabei finden die Debatten meist fachspezifisch getrennt voneinander statt, was Nina Gribat und Manuel Lutz zum Anlass nehmen, einen Überblick über die verschiedenen Diskurse der Stadtplanung, der kritischen Stadtforschung und der Architektur in Bezug auf Partizipation zu erstellen. In der Gegenüberstellung erhoffen sie sich mögliche interdisziplinäre Brückenschläge und wechselseitige Gewinne, um nicht nur Denk-, sondern auch Handlungsräume zu erweitern (Gribat/Lutz 2018: 82).

So haben sich laut Gribat und Lutz in der Stadt- und Raumplanung mittlerweile kommunikative gegenüber den rationalen Planungsmodellen durchgesetzt. Das bedeutet, dass in der Praxis partizipative Formate bereits große Bedeutung haben, jedoch dominiert dabei der Grundgedanke, dass ein Konsens Ziel der gemeinsamen Planung sei. Die Debatte ist weitestgehend stagniert und aufgrund der Praxisorientierung bleibt wenig Raum für kritische Analysen der Grenzen konsensorientierter Planung. Auch die Reflexion der eigenen Rolle der Planer*innen als keineswegs neutrale Akteur*innen kommt zu kurz. Oft wird schon die Durchführung von partizipativen Elementen bereits als Errungenschaft per se angesehen (Gribat/Lutz 2018: 82ff).

Die kritische Stadtforschung verfügt hingegen über einen großen theoretischen Pool an verschiedenen Diskussionsansätzen. Dabei stechen gouvernementalistische und materialistische Kritiken hervor, die eine grundsätzliche skeptische Distanz wahren und damit ihre Fähigkeit zur Analyse bewahren. Daraus entsteht jedoch auch ein Hang zur Idealisierung der Protestpraktiken und weniger Aufmerksamkeit für die kleinen Schritte innerhalb der administrativen Strukturen. Der Blick bleibt oftmals an den strukturellen Kritikpunkten haften, sodass die Heterogenität der Akteur*innen und ihrer Aktivitäten in der Tiefe verschwommen bleibt (Gribat/Lutz 2018: 85ff).

In der Architektur wächst die Aufmerksamkeit für die soziale Relevanz des Bauens. In einer Vielzahl von praktischen Experimenten werden Gestaltungsprozesse für direkte Mitwirkung geöffnet. Durch die direkte Evaluierung in der Praxis fehlt jedoch häufig die kritische Kontextualisierung. Mitunter wird die Wirksamkeit der kleinmaßstäblichen Experimente überschätzt, da zu wenig Sensibilität für die bestehenden Machtstrukturen besteht (Gribat/Lutz 2018: 88ff).

Gribat und Lutz erwarten neue Gestaltungs- und Forschungserkenntnisse im interdisziplinären Austausch von Stadtplanung, kritischer Stadtforschung und Architektur, da so Blindstellen ausgeleuchtet werden können und Synergieeffekte entstehen.

Die interdisziplinäre Verschränkung der drei Forschungsperspektiven verspricht den Prozess des Politischen in der Partizipation, als Kontinuum zwischen Vereinnahmung, Kollaboration und Emanzipation, besser zu fassen. Außerdem könnten mittels transdisziplinärer Perspektiven die Schwellen und Übergänge zwischen Protest und Widerstand, die darauf abzielen, exkludierende Spielregeln zu thematisieren, und den vielfältigen Praktiken des Mitgestaltens und Mitbestimmens, die innerhalb der Spielregeln tatsächlich stattfinden, untersucht werden. So wird es ermöglicht, die verschiedenen Akteur*innen und ihre unterschiedlichen Ansätze, die Stadt mitzugestalten und zu -planen, adäquater zu fassen. (Gribat/Lutz 2018: 92)

Es ist demnach notwendig, die tatsächlichen Praktiken sowohl der bürgerschaftlichen Beteiligung als auch des Protestes, wie Van Deth es nennt, anhand konkreter empirischer Fälle zu erforschen und im Detail zu beobachten, wie »Interessengegensätze ausgehalten und ausgehandelt« (Gribat/Lutz 2018: 92) werden. Mithilfe der Akteur*innenperspektive erwarten Gribat und Lutz die Möglichkeit Kontinuitäten wahrzunehmen, die in der isolierten Betrachtung von Beteiligungsverfahren nicht erkennbar sind.

Die ARCH+ als Zeitschrift für Architektur und Urbanismus veröffentlichte im März 2020 eine Ausgabe mit dem Fokusthema *Architektur ethnografie*. Darin sind ausführliche Auseinandersetzungen mit den Nutzer*innen des gebauten Raumes im historischen und interkulturellen Kontext zusammengetragen. Diese akteur*innenzentrierten detaillierten Analysen stellen die *cité* in engem Zusammenhang mit der *vill * dar, wie Sennett sagen würde. Dabei liegt der Fokus jedoch auf den alltäglichen räumlichen Praktiken, die viele städtische Räume prägen (ARCH+ 2020). Eine eingehende über die Alltagswelten hinausreichende Analyse von aktivistischen und partizipativen Praktiken nahmen Bock et al. im Rahmen der Mieter*innenproteste um das Kottbusser Tor vor (2018). Darin verknüpfen die Autor*innen theoretische Rahmungen im Anschluss an die Actor-Network-Theory mit den räumlichen und sichtbaren Aktivitäten der beteiligten Akteur*innen.

Die interdisziplinäre Zusammenarbeit macht die theoretischen Analysen am praktischen Beispiel sichtbar und illustriert die Machtstrukturen und die Werkzeuge des Aktivismus. Im Verständnis von Van Deth wurde hierbei allerdings ausschließlich der Protest der aktiven Stadtgesellschaft beleuchtet, während eingeladene bürgerschaftliche Beteiligung keinen Platz fand.

Partizipierende als aktive Subjekte

Es wird eine Forschungslücke sichtbar, da bürgerschaftliches Engagement und Protest bisher kaum gemeinsam in einer empirischen akteur*innenzentrierten Untersuchung betrachtet wurden. Dies war für mich der Anlass, die Partizipierenden als handelnde Subjekte zu untersuchen. In der Vielzahl der Texte werden sie nur als Zuschauer*innen, eingeladene Bürger*innen oder Betroffene betrachtet, wodurch sie nicht nur sprachlich zum Objekt der Bürger*innenbeteiligung werden, sondern auch im Denken und Handeln der verantwortlichen Akteur*innen. Doch Partizipation ist ohne eigenständig agierende bürgerschaftliche Aktive gar nicht denkbar und so will ich die Forderung von Gribat und Lutz nach einem interdisziplinären Untersuchungsansatz, als expliziten Aufruf verstehen, das engagierte Handeln der partizipierenden Bürger*innen selbst in den Mittelpunkt zu stellen. Diese verfolgen als aktive Subjekte mit ihrem Engagement eigene individuelle Ziele. Die Akteur*innenzentrierung kann sowohl bürgerschaftliche Partizipation als auch Protest innerhalb einer Beteiligungsbiografie betrachten und Kontinuitäten über die Formate hinweg aufzeigen. Wie entsteht das Bedürfnis sich einzubringen und was führt dazu konkretes Handeln zu beginnen und weiterzutreiben?

Außerhalb der Stadtforschung gibt es bereits vielversprechende Ansätze, um Partizipation als aktives Agieren von Partizipierenden zu beschreiben und dadurch neue Erkenntnisse zu ermöglichen. Thomas Abel und Dominik Schori schlagen für die Gesundheitsforschung vor, den *Capabilities Approach* von Amartya Sen und Martha Nussbaum mit dem *Kapital-Modell* nach Pierre Bourdieu zu verknüpfen (Abel/Schori 2009). Der *Capabilities Approach* entstand ursprünglich im Kontext der globalen Wohlfahrtsmessung und ist Grundlage für den *Index der menschlichen Entwicklung*. → Capabilities, S. 112 Der Soziologe Bourdieu hat herausgearbeitet, dass nicht nur ökonomisches Kapital für die Handlungsspielräume von Menschen entscheidend ist, sondern sie auch auf kulturelle und soziale Ressourcen zurückgreifen, die er ebenfalls Kapital nennt (Bourdieu 1983). Partizipation in der Gesundheitsforschung beziehen Abel und Schori auf das Mitwirken der Menschen an der Krankheitsprävention. Die Menschen sollen proaktiv einen gesünderen Lebensstil führen, damit Krankheiten seltener auftreten. Der *Capabilities Approach* ist hier interessant, da er nicht auf das tatsächliche Handeln der Akteur*innen (*functionings*) fokussiert, sondern auf das, was sie tun könnten (*capabilities*). Sen zielt darauf ab, die Handlungsspielräume der Menschen – ins-

besondere in Entwicklungsländern – zu erweitern und ihnen mehr Freiheit und Teilhabe zu ermöglichen, statt sie zu direktem Handeln aufzufordern. Abel und Schori ziehen das Kapital-Modell Bourdieus hinzu, denn es macht sichtbar, welche Rahmenbedingungen bestimmte Handlungsweisen verhindern, auch wenn sie theoretisch möglich wären. Dabei ist explizit nicht nur ökonomisches Kapital entscheidend, sondern auch soziales Kapital – sprich Beziehungen – und insbesondere kulturelles Kapital, dass unter anderem Zugang zu Wissen, Fähigkeiten, Bildung, sowie Werte und Normen umfasst. Dabei ist ein Teil des kulturellen Kapitals als *inkorporiert* zu verstehen, das heißt durch die Sozialisation ist er verinnerlicht und wird als sogenannter *Habitus* nicht ohne weiteres in Frage gestellt. So wäre nach Bourdieu bereits die »*Perzeption* der Wahlmöglichkeiten sozial strukturiert« (Abel/Schori 2009: 58). Durch das von Abel und Schori vorgeschlagene Zusammendenken dieser beiden Ansätze ergibt sich ein Verständnis von Partizipation, dass sich auch auf Bürger*innenbeteiligung übertragen lässt. Es eröffnet einen akteur*innenzentrierten Zugang zur Frage, wer (nicht) partizipiert. Damit ist nicht mehr die Frage entscheidend, wer tatsächlich Teilnehmungsveranstaltungen besucht, sondern ob die Teilnahme überhaupt als Handlungsoption betrachtet wird und warum (nicht).

Als weitere Perspektive beziehen die Geografinnen Allison Hayes-Conroy und Deborah Martin (2010) in ihrer Untersuchung zur Slow-Food-Bewegung²⁵ den partizipierenden Körper mit ein. Ihren Ansatz der *viszeralen Identifikation* verstehen sie als *biosozialen* Prozess, der eine Auflösung des Gegensatzes von Verstand und Körper bedeutet. So sind sowohl körperliche Empfindungen und Wahrnehmungen durch Erfahrungen und Diskurse geprägt als auch das Denken und Handeln durch körperliche Erfahrungen und Wahrnehmungen beeinflusst. Körper und Verstand stehen sich also nicht gegenüber, sondern sind integral miteinander verkoppelt (Hayes-Conroy/Martin 2010: 272). In der Slow-Food-Bewegung beobachteten sie, wie die Akteur*innen die Geschmackswelten mit den Produktionsbedingungen für die Lebensmittel verknüpfen. Viszerale Identifikation bedeutet demnach, dass die körperliche Wahrnehmung und das Wissen um die Rahmenbedingungen die Bewertung der Qualität der Lebensmittel beeinflusst. Das wird in der Slow-Food-Bewegung bewusst eingesetzt, indem die Rekrutierung neuer Mitglieder nicht über politische Diskurse, sondern über das gemeinsame Essen und das Erlebnis der geschmackvollen Lebensmittel erfolgt (Hayes-Conroy/Martin 2010: 276). Hayes-Conroy und Martin kommen dabei zu dem Schluss, dass in der Slow-Food-Bewegung zu oft von einer Generalisierbarkeit der Eindrücke aus-

25 Die Slow-Food-Bewegung bezieht sich auf eine Entschleunigung und Deindustrialisierung der Produktionsbedingungen für Lebensmittel, insbesondere Agrarprodukte und setzt sich für biologische und nachhaltige Landwirtschaft ein, indem sie unter anderem den besseren Geschmack der so produzierten Lebensmittel betont (Hayes-Conroy/Martin 2010).

gegangen wird und die daraus geschlussfolgerten politischen Forderungen nach besserer Landwirtschaft objektiviert werden (Hayes-Conroy/Martin 2010: 278ff). Die Fokussierung auf die Viszeralität von Engagement ermöglichte es ihnen die inkorporierten Faktoren der Akteur*innen zu verstehen. So konnten sie analysieren, warum sich die Menschen dem Slow-Food-Movement anschließen und andere außen vor bleiben.

An dieser Stelle bleibt festzuhalten, dass sowohl der Capabilities Approach als auch der Ansatz des viszerealen Erlebens für sich genommen keine erschöpfende Antwort auf die Teilhabe von Menschen ermöglichen. Während mithilfe des Capabilities Approach die potentiellen Akteur*innen und die Ausschlussfaktoren in den Fokus genommen werden, bietet er nur wenig Ansatzpunkte zur qualitativen Differenzierung, warum bestimmte Handlungen tatsächlich ausgeführt werden. Der viszerale Zugang fokussiert hingegen explizit auf die Gefühle und Identifikationspotentiale von partizipativem Engagement, vernachlässigt jedoch externe Faktoren. Vor diesem Hintergrund ist für diese Arbeit beides im Blick zu behalten: welches Handeln ziehen die Akteur*innen überhaupt für sich in Betracht und welche Qualitäten hat das Tun für sie.

Stadtmitmacher*innen als Amateur*innen der Stadtentwicklung

Verschiedene Autor*innen betonen den weiteren Bedarf an empirischer Forschungsarbeit im Bereich der Partizipation (Renn 2013: 93; Gribat/Lutz 2018: 91ff), wobei sie nicht weiter darauf eingehen, welche Erkenntnisse sie hier insbesondere anstreben. Aufgrund des grundsätzlichen Mangels an akteur*innenzentrierter empirischer Arbeiten möchte ich daher weitestgehend an der Basis ansetzen und die Lebenswelten beteiligter Bürger*innen in den Blick nehmen, die sich unabhängig in unterschiedlichen Formaten einbringen. In diesem Sinne ist mein Forschungsinteresse eine explorative Annäherung an die tatsächlichen Praktiken des Partizipierens:

Was machen Menschen, wenn sie sich beteiligen?

Wie organisieren Menschen ihr Tun und auf welche Art ist es in ihr Alltagsleben eingebettet? Welche Ziele verfolgen sie und welche Wertvorstellungen treiben sie an? Aus diesen Fragen leitet sich auch die Frage nach all denen ab, die sich nicht beteiligen und nach den Gründen dafür. Ist ein zusätzliches Engagement nicht mit dem Alltag vereinbar, lassen sich keine eigenen Ziele erkennen oder entsprechen diese nicht den jeweiligen Wertvorstellungen? Ich möchte dem Verständnis von Bürger*innenbeteiligung, aus der Perspektive der Verwaltungen und der Politik, eine Ergänzung aus Sicht der Partizipierenden zur Seite stellen. Die Frage, die Richard Sennett in *Die offene Stadt* beschäftigt, – wie kann die geplante Stadt, die *ville*

mit der sozial gelebten Stadt der *cité* zusammenkommen? (Sennett 2018) – möchte ich anhand derer untersuchen, die sich aus der *cité* heraus in die Gestaltungsprozesse der *ville* einmischen und somit als mitwirkende Bürger*innen – als Stadtmitmacher*innen – eine direkte Verbindung zwischen *ville* und *cité* schaffen. Ich betrachte diese engagierten Menschen nicht als externe Beteiligte eines professionell organisierten Prozesses, sondern als aktiv Mitwirkende an dem, was die Stadt ist und was sie ausmacht. Stadtmitmacher*innen sind der Teil der Stadtgesellschaft, der die Stadt mitgestaltet und ich möchte verstehen, wie das funktioniert.

Um die Praxis des *Stadtmitmachens* empirisch zu untersuchen möchte ich im Anschluss an die autoethnografische Arbeit zur Fahrradselbstreparatur auf den Amateur*innenbegriff von Antoine Hennion (2005) zurückgreifen. [→ Teil 1, S.33] Der Amateur*innenbegriff bietet die Möglichkeit, nicht-professionelle Tätigkeiten in ihrem lebensweltlichen Kontext zu verankern. Dabei wird die untersuchte Praxis als individuelle Tätigkeit in einen kollektiven und gesellschaftlichen Zusammenhang gebracht und die Abhängigkeit von Ressourcen und Kompetenzen sichtbar gemacht. In Anlehnung an Billy Ehn soll mir meine Autoethnografie zur Fahrradreparatur als die Grundlage für die weiterführende empirische Arbeit dienen (Ehn 2011). In der Ergründung der eigenen Lebenswelt liegt ein Schlüssel zum Verständnis für andere Akteur*innen. Eine aufmerksame und selbstkritische Selbstbeforschung sensibilisiert auch dafür, wie Befragte zum Beispiel in Interviews über ihre Lebenswelten sprechen und diese eventuell dramatisieren oder beschönigen. Gute Ethnografie sollte sich dem Untersuchungsgegenstand laut Ehn mit einer möglichst breiten Perspektive annähern. Eine Autoethnografie kann dabei helfen, die Verbindungen zwischen intellektuellen und handwerklichen Tätigkeiten zu verstehen. Voraussetzung dafür ist aber, dass die gewonnenen Erkenntnisse anschließend in einem breiteren sozialen Kontext angewendet werden.

Doing good ethnography simply means to use all conceivable kinds of materials and to analyze them, for example, from a cultural point of view. Doing autoethnography – of DIY, or of anything – is a means for those purposes. It may be [...] a way to study how you learn to manage tools for practical purposes, how you carry out ideas in manual work or what it means to switch between intellectual and bodily activities. After that, of course, you have to broaden your perspective and put your personal experiences in a larger social context. (Ehn 2011: 62)

Ich habe in dieser autoethnografischen Studie zur Fahrradreparatur im ersten Teil dieses Buches die Eckpunkte eines engagierten, freizeitlichen Engagements anhand des Rahmens von Hennions Amateur*innenkonzept herausgearbeitet, die mir nun im zweiten Teil als Grundlage für die Übertragung auf die Lebenswelt der Stadtmitmacher*innen dienen.

In der Fahrradarbeit habe ich dargelegt, dass sich Hennions Konzeption sehr gut auf produktive Tätigkeiten anwenden lässt. Obwohl Hennion zu eher konsumierenden, vermeintlich passiven Tätigkeiten wie Weintrinken, Musikhören und Drogenkonsum geforscht hat, greifen seine Analysen auch bei handwerklichen Tätigkeiten in der Freizeit. Er betrachtet das Schmecken der Amateur*innen als relationale Wahrnehmung, um den sozial determinierten Geschmacksbegriff von Bourdieu weiterzuentwickeln. Die Geschmackswelten der Amateur*innen kreisen weder allein um das Objekt des Interesses herum, noch sind sie rein durch Sozialisation geprägt. Nach Hennion werden sie durch vier voneinander abhängigen Elementen geprägt. Das Objekt selbst ist dabei nur ein Element neben den relevanten Kollektiven, den Ressourcen und Rahmenbedingungen sowie dem schmeckenden Körper selbst (Hennion 2005: 5). Hennions relationale Perspektive ermöglicht es, um die Tätigkeiten und Amateur*innen herumzukreisen und somit ein Bild der verschiedenen Faktoren zu zeichnen, ohne sie im Voraus unterschiedlich zu gewichten. Dieser Ansatz zeichnet sich vor allem durch seine Offenheit für die individuellen Sinnzuschreibungen und die Verschiedenartigkeit der Tätigkeiten aus, sodass er sich explizit nicht nur für gustologische Forschungen empfiehlt, sondern auch für andere Interpretationen von *Geschmack* geeignet ist. Geschmack wird zum *Schmecken* und beschreibt die individuellen Zugänge zu Praktiken und die damit verbundenen körperlichen Wahrnehmungen. Schmecken ist als Rahmung auch für andere Bereiche des freizeitlichen Eintauchens in vielschichtige Themenbereiche anwendbar und ich verwende den Begriff daher als Synonym für Amateur*innenpraktiken im Allgemeinen.

Aufbau der Arbeit

Vor der inhaltlichen Auseinandersetzung möchte ich methodische Fragen erörtern, den Forschungsgegenstand und das Sampling der Informant*innen vorstellen, sowie meine grundsätzliche Haltung zur Analyse und Darstellung der empirischen Daten im Kontext einer ergebnisoffenen explorativen Untersuchung diskutieren. Den zentralen Teil der Arbeit strukturieren die vier Komponenten des Hennionschen Amateur*innenbegriffs. Dafür beleuchte ich zunächst das Verständnis der Stadt als *tasted object*. (→ Stadt, S. 160) Aus der Makroperspektive des Stadtbegriffs dringe ich im folgenden Kapitel in das Gewebe der Stadt ein, das als Netzwerk die Rahmenbedingungen des Schmeckens – also die *devices and conditions of tasting* – darstellt. (→ Gewebe, S. 170) Da es beim Stadtmitmachen immer um die Nutzung des gemeinsamen öffentlichen Raumes geht, untersuche ich die Kollektive der Stadtmitmacher*innen und ihre Dynamiken als zentrale Komponente. (→ Kollektive, S. 187) Zu Abschluss des Hauptteils betrachte ich als letztes der vier Elemente den Körper – *the body that tastes* – in Relation zu den vorangegangenen Kapiteln. (→ Körper, S. 207) Dar-



1. GESCHMECKTES OBJEKT
2. RAHMENBEDINGUNGEN
3. KOLLEKTIV
4. SCHMECKENDER KÖRPER

aus ergibt sich Schritt für Schritt ein Zoom vom Großen und Ganzen der Stadt über deren Einzelteile und die Kollektive zum Körper.

Da sich das relationale Verständnis des Stadtmitmachens als Amateur*in-nentätigkeit erst im Laufe der vier Kapitel des Hauptteils entfaltet, möchte ich abschließend die in der Einführung formulierten Fragen aufzugreifen und die Erkenntnisse einordnen. → Mitmachen braucht Resonanz, S. 229 Zwar folgt diese Arbeit einer linearen Struktur, doch insgeheim erhoffe ich mir, dass sich die Leser*in selbst ihren Weg durch den Text bahnt, hängen bleibt, eigene Referenzen sammelt, zurückblättert und Abschnitte überspringt. Der lineare Aufbau dieses Buches ist für mich die logische Aufbereitung meiner Argumentation, die ich der Leser*in anbiete. Ab jetzt ist es aber ihr Erkenntnisinteresse, dass diesem Buch Sinn verleiht. Ab jetzt muss sie sich ihr eigenes Bild machen.

Methodischer Zugang

Die Konzeption der Amateur*in bei Hennion ist weniger eine determinierende Theorie, die das Sichtfeld der Forschenden einschränkt, sondern sie hilft dem aufmerksamen Blick als Analysewerkzeug bei versteckten Aspekten oder internalisierten Selbstverständlichkeiten. Sie nimmt nicht das Ergebnis vorweg, sondern gleicht einer Suchmaske, die vielfältige Elemente zum Teil der Untersuchung werden lässt und einen Platz im Verständnis zuweist. Daher steht für meine Untersuchung keine Theorie im Vordergrund, die es zu verifizieren gilt, sondern die Erkenntnisse aus der Empirie selbst sind Grundlage meiner Forschungsergebnisse. Zunächst muss ich jedoch eine geeignete Methode finden, um die autoethnografisch geschulte Perspektive auf die Lebenswelt der Amateur*innen für das Feld der Partizipation nutzbar zu machen. Wie lässt sich das Wissen der Stadtmitmacher*innen erheben und erforschen? Da mir die Gegenüberstellung verschiedener Formen des Partizipierens wichtig ist, sind tiefergehende Ethnografien wie beispielsweise teilnehmende Beobachtungen nicht zielführend. Eine breit angelegte Erhebung durch Fragebögen dringt hingegen nicht tief genug in die jeweiligen Lebenswelten ein. Um auf das Erfahrungswissen verschiedener Akteur*innen zuzugreifen zu können, bieten sich narrative Interviews an, da so für ein kleines, aber diverses Sampling eine lebensweltliche qualitative Datenerhebung möglich ist.

Ein Nachteil der Interview-Methode ist, dass sie keine Beobachtungen im Moment zulässt, sondern lediglich reflexiv auf die rückwirkenden Betrachtungen der Informant*in zugreifen kann. Zudem birgt die Beschränkung auf die Eigenwahrnehmung der Handelnden auch die Gefahr, dass sie die Dinge zu ihren (Un-)Gunsten verunklaren und wesentliche Mechanismen ihrer eigenen Abhängigkeiten verschleiern. Aufgabe der Interviewer*in ist daher, keine rein passive Haltung einzunehmen, sondern eine hinterfragende Ebene einzubauen. Die Interviews erfordern ein aktives Befragen, das bei Inkonsistenzen auch Darstellungen infrage stellen darf.

In seinem Buch *Das verstehende Interview* stellt der Soziologe Jean-Claude Kaufmann seinen methodischen Ansatz einer subjektiven Interviewführung dar (Kaufmann 1999). Er bezieht sich auf Anselm Strauss und dessen Methode der *Grounded Theory*, bei der nicht deduktiv eine Theorie zur Beweisführung vorausgesetzt wird, sondern mit dem erhobenen Material eine eigene theoretische Grundlage erarbeitet wird (Kaufmann 1999: 37). Hier wird der klassische Forschungsprozess umgekehrt, denn am Anfang stehen keine Hypothesen sondern die Beobachtungen im Feld. Zudem stellt die *Grounded Theory* nach den ersten Erhebungen bereits erste analytische Überlegungen an, um davon ausgehend die nächsten Interviewpartner*innen gezielt auszuwählen und die Fragen weiter zu schärfen. Der Forschungsprozess ist demgemäß stets reflektiert, angepasst und nachgesteuert.

Kaufmann beschreibt ausführlich die verschiedenen Situationen, die in Interviews entstehen können und macht deutlich, dass die Qualität der erhobenen Daten immer von der Beziehung zwischen Informant*in und Interviewer*in abhängt. Jeder Versuch die Interviews möglichst objektiv zu gestalten, damit die Befragte* frei von den äußeren Bedingungen berichtet, muss scheitern, da dies eine sterile Interviewsituation erzeugt, die das Gespräch hemmt (Kaufmann 1999: 24). Jedes Interview findet in einer spezifischen Umgebung statt, in der Stress und die allgemeine Gefühlslage auf das Gespräch einwirken. Das persönliche Empfinden der Befragten in der Gesprächssituation ist von entscheidender Wichtigkeit. Angesichts des Mikrofons auf dem Tisch und der besonderen Aufladung der Interviewsituation durch die Teilhabe an einem Forschungsprojekt betont Kaufmann, dass eine Nicht-Personalisierung der Fragen zu einer Nicht-Personalisierung der Antworten führt (Kaufmann 1999: 25). Das Interview riskiert von Distanzierung und Zurückhaltung geprägt zu werden. Es ist essenziell, dass die Interviewte* die Interviewer*in als Person wahrnimmt, die sich mit dem Thema beschäftigt und eine Meinung dazu hat, auf die sie reagieren kann. Die Informant*in und ihre Erfahrungen bleiben im Zentrum des Gesprächs, doch muss die Interviewende* ihren Elfenbeinturm der Neutralität gelegentlich verlassen und sich einbringen, um der Befragten* nicht als blinder Spiegel gegenüber zu sitzen.

Gelingt es dem Interviewer, Zugang zur Welt seines Informanten zu bekommen und einige zentrale Kategorien von dessen Selbstorganisation zu berühren, dann wird dieser immer mehr in den Bann seiner eigenen Worten [sic!] gezogen. Je tiefer seine Worte schürfen, um so intensiver bemüht er sich darum, das zu ordnen, was er über sich selbst sagt, denn schließlich ist es sein Leben, sein Ich, um das es hier geht. Und je mehr Mühe er sich bei dieser Arbeit des Ordnen gibt, um so mehr wird er über sich selbst sprechen und Informationen über sich preisgeben, die ihrerseits wieder neues Ordnen erforderlich machen. (Kaufmann 1999: 89)

Ziel des Interviews ist es, die Erzählung der Informant*in zu einer Reflexion über das eigene Tun werden zu lassen. Im Angesicht der Widersprüchlichkeit der Gesellschaft ist das Individuum stets bemüht eine konsistente Erzählung seiner Identität aufzubauen, die dem Leben Sinn verleiht (Kaufmann 1999: 88). Sensible Fragen in einem vertrauensvollen Setting können bewirken, dass die gewohnte Erzählung hinterfragt wird und die Informant*in im Gespräch neue Sinnzusammenhänge aufspürt, prüft, weiterverfolgt oder verwirft.

Ebenso plädiert Kaufmann für eine eingehende Auseinandersetzung mit dem Datenmaterial. Da die Aussagen innerhalb des Interviews situationsabhängig sind, muss auch bei der Datenanalyse beachtet werden, inwiefern bei der Beantwortung Vorsicht, Herumlavieren oder Ironie im Spiel waren. Keine Aussage innerhalb des Gespräches steht für sich, sodass die Forscher*in dafür Verantwortung trägt, dass der sensible Inhalt des Gesprächs nachvollziehbar und im Kontext wiedergegeben wird. Für die Analyse setzt Kaufmann nicht allein auf das Transkript, sondern arbeitet hauptsächlich mit den Tonbandaufnahmen, um die Aussagen so ursprünglicher wahrzunehmen (Kaufmann 1999: 117).

Für mich bot es sich bei meiner Untersuchung aus mehreren Gründen an, mich an Kaufmann zu orientieren. Interviews sind ein geeigneter Zugang zu meinem Feld und der Verzicht auf eine vorangestellte Hypothesenbildung entspricht der Arbeitsweise Kaufmanns. Seine Achtsamkeit für die Zwischentöne bietet eine hilfreiche Unterstützung für die offene Interviewführung, nicht zuletzt, weil sie auch meinem persönlichen Stil des Forschens und der Gesprächsführung entspricht. Kaufmann betont, dass jede Interviewsituation subjektiv ist, jedoch propagiert er nicht den Versuch der Objektivierung, sondern einen offenen reflektierten Umgang mit der Rolle der Forschenden im Interview. Insbesondere die qualitative empirische Sozialforschung muss sich mit ihrer eigenen subjektiven Rolle im Prozess kritisch auseinandersetzen und einen produktiven Umgang damit finden.

Ein Quartier als Framing

Es wäre naheliegend, eine möglichst diverse Gruppe von aktiven Bürger*innen zu befragen, die sich auf verschiedene Art und Weise beteiligen. Allein mein Wohnort Berlin bietet mit einer Vielzahl von Bürger*inneninitiativen und Projekten, Veranstaltungen und innovativen Partizipationsverfahren viele spannende Personen, die als Informant*innen in Frage kämen. Allerdings sind auch die individuellen Kontexte sehr unterschiedlich, sodass die Vergleichbarkeit schwer zu wahren ist. Eine Vielzahl von Rahmenbedingungen beeinflussen die jeweiligen lokalen Möglichkeiten der Teilhabe. Wie agieren die Behörden? Welche Arten von Projekten werden bearbeitet? Wie ist die Sozialstruktur der betreffenden Anwohner*innenschaft? Schnell wächst die Zahl der Faktoren, die die Generalisierbarkeit der Er-

gebnisse in Frage stellen und unabhängig vom grundsätzlichen Forschungsinteresse betrachtet werden müssten. Wie sähe eine Beteiligung dann in ländlicheren Gebieten aus? Wann wird lokales Engagement regional, national oder global?

Auf der Suche nach einem Forschungsrahmen, der möglichst heterogene Beteiligungsformen einschließen sollte, entschied ich mich für die territoriale Begrenzung eines Stadtquartiers als Untersuchungsfeld. Was womöglich auf den ersten Blick beliebig erscheint, erlaubte mir eine Auswahl ganz unterschiedlicher Ansätze von Engagement zu erfassen und vergleichbare Daten zu generieren. Das macht dennoch eine Reflexion darüber notwendig, welchen Einfluss dieses Framing auf die möglichen Erkenntnisse hat. Im Sampling und in meiner abschließenden Analyse gehe ich hierauf explizit ein. Mit dem räumlich eingegrenzten Gebiet kann ich in dieser Arbeit eine Art Mikrokosmos der Beteiligungswelten herausarbeiten. Der territoriale Rahmen ist dabei selbst nicht eigentlicher Bestandteil der Untersuchung und wird von mir aus dem Grund nicht ganz streng erfasst. Auch diese territoriale Begrenzung schließt natürlich Formen des Partizipierens aus. Dennoch lassen sich die verschiedenen Aktivitäten untereinander in Relation setzen und gewinnen so eine inhaltliche Tiefe.

Meine Auswahl des Quartiers um die Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt zwischen Straußberger Platz und Alexanderplatz hatte sowohl methodische als auch persönliche Gründe. Das Quartier war als Wohngebiet im Zentrum der Stadt schon immer von überregionalem Interesse. Als einer der ersten sozialistischen Wohnkomplexe der DDR²⁶ diente es als Fassade für die staatstragenden Festlichkeiten und Paraden zum ersten Mai oder zum Republikgeburtstag, die auf der Karl-Marx-Allee stattfanden. Nach der politischen Wende von 1990 entstand ein Streit über die Privilegien der Bewohner*innenschaft, die durch ihre Stellung innerhalb der sozialistischen Gesellschaft einen zentralen Wohnort mit geringer Dichte und viel Grün bewohnen konnten. Zuschreibungen von außen trafen auf das Selbstverständnis der Bewohner*innen (Stadtforum 1996). Mit dem 1999 vom Senat Berlin beschlossenen *Planwerk Innenstadt* wurde dieser Konflikt auch städtebaulich diskutiert, da eine vollständige Überformung der Struktur des in industrieller Vorfertigung entstandenen Gebietes vorgeschlagen wurde. So gibt es eine lange Vorgeschichte zum 2015 beschlossenen Status als Fördergebiet im Programm Städtebaulicher Denkmalschutz (SenSW, Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen 2015), die vielseitig von engagierten Bürger*innen begleitet wurde. Innerhalb des Förderprogramms von 2015 ist Bürger*innenbeteiligung als zentraler Baustein im Prozess verankert, der durch die Gebietsbetreuung des vom Senat beauftragten Koordinationsbüros KoSP begleitet wird (KoSP 2020).

26 Das aus dem sowjetischen Städtebau übernommene Konzept des sozialistischen Wohnkomplexes basiert darauf, dass Wohngebiete mit eigenständiger Infrastruktur wie Kindergärten und Lebensmittelversorgung zentral geplant werden (Pistorius 2005: 27).

Zudem ist seit 2015 um das ebenfalls im Gebiet liegende Haus der Statistik ein Verfahren entstanden, das unter großer öffentlicher Aufmerksamkeit mit innovativen Partizipationsformaten durchgeführt wird. Initiiert durch aktivistisches Engagement, wurde der Abriss des großen modernistischen Funktionsbaus in unmittelbarer Nähe zum Alexanderplatz von einem breiten Netzwerk verhindert und ein Planverfahren eingeleitet, in dem regelmäßig und auf verschiedenen Plattformen interessierte Stadtbewohner*innen, aber auch Anwohner*innen zur Mitwirkung eingeladen werden.

Doch bringen sich die Bewohner*innen des Gebietes nicht nur da ein, wo sie explizit gefragt werden. Zu verschiedensten Problemen formieren sich immer wieder Gruppen, die sich einmischen und ihre Positionen unter anderem mit Unterschriftensammlungen ausformulieren. Da hier engagierte Bürger*innen auf vielfältige Angebote zum Partizipieren treffen, eignet sich das Quartier, um verschiedene Formen des Mitmachens zu untersuchen. Ich habe dieses Quartier für meine Untersuchung ausgewählt, da hier immer wieder initiatives Engagement in öffentliche Beteiligungsverfahren übergeht und andersrum. Die verschiedenen Beteiligungsformate greifen ineinander und ergänzen sich in den Aktivitäten der Akteur*innen.

Aber auch ganz persönlich bin ich mit der Karl-Marx-Allee in diesem Abschnitt eng verbunden. 2013 schloss ich meine Masterarbeit im Fach Architektur zu diesem Gebiet ab, in der ich über die baulichen Fragen hinaus auch die historischen und politischen Entwicklungen mit einfließen ließ und erste soziologische Betrachtungen unternahm. Somit bin ich mit der Entwicklung des Quartiers vor allem seit der Wende vertraut und kann dieses Wissen in die jetzigen Untersuchungen integrieren. Für die empirische Sozialforschung ist es unerlässlich, sich mit dem Untersuchungsgegenstand vertraut zu machen. In diesem Fall erleichtert mein Vorwissen nicht nur den Zugang zum Feld sondern auch die Interviewführung. So ist es mir möglich in den Gesprächen als kompetenter, mit der Materie vertrauter Gesprächspartner aufzutreten, was mir als Basis für explizite und tiefergehende Rückfragen dient. Das gemeinsame Interesse an den besprochenen Themen motiviert die Befragten zu ausführlichen Hintergrundbeschreibungen, die in einer Abfragesituation mit asymmetrischem Vorwissen nicht zustande gekommen wären. Nicht zuletzt besuchte ich in den letzten Jahren viele Veranstaltungen zum Quartier, hörte zu, machte Bekanntschaften und war als Beobachter des Geschehens im Grunde auch selbst Teil der interessierten Nachbar*innenschaft, auch wenn ich selbst nie dort gewohnt habe.

Sampling, Interviewführung und Datenanalyse

Mit dem Werkzeug des verstehenden Interviews und dem Fokus auf das Quartier der Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt begann ich nach geeigneten Interviewpartner*innen zu suchen. Die Kontaktaufnahme mit den Informant*innen erfolgte sukzessive im Forschungsprozess. Alle Interviewpartner*innen erhielten anonymisierte Namen. Wenn wir uns in den Gesprächen geduzt haben, wählte ich einen Vornamen; siezten wir uns, erscheinen die Informant*innen hier mit einem Nachnamen. → Ein Text entsteht, S. 148 Die ersten beiden Gespräche dienten dem Kennenlernen des Forschungsfeldes. Herrn Achims hatte ich auf einem Stadtteilstück angesprochen und mit Michael war ich schon vorher bei einer Podiumsveranstaltung ins Gespräch gekommen. Es folgte eine erste Reflexion der aus den Gesprächen mit den beiden gewonnenen Erkenntnisse, in der ich mein Thema schärfen konnte. Im Sinne des Kontrastierens der bisherigen Informant*innen (vgl. Helfferich 2011: 174) vereinbarte ich die drei darauffolgenden Interviews. Bei deren Auswahl achtete ich auf möglichst verschiedenartige Lebenswelten. Robert hatte ich bei einer Veranstaltung zum Haus der Statistik kennengelernt und ihn bei einem zufälligen Treffen angesprochen, während ich Frau Kubitz und Flora gezielt mit der Bitte um ein Gespräch kontaktierte. In der anschließenden Reflexionsphase ergab sich eine erste Sättigung des Datenmaterials, die ich mit einem letzten Interview überprüfen wollte. Das abschließende Interview mit Frau Willert habe ich daher auch genutzt, um erste Thesen mit ihr zu diskutieren und zu überprüfen. Den Kontakt zu Frau Willert bekam ich in einem der anderen Interviews vermittelt. So entwickelte sich schrittweise eine Stichprobe mit insgesamt sechs ausführlichen Interviews. Diese Auswahl ist keinesfalls repräsentativ, weder für das Feld der Partizipation insgesamt noch für die Teilhungslandschaft im untersuchten Quartier der Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt. Das ist auch nicht der Anspruch, dem eine qualitative Untersuchung gerecht werden muss. Die Teilnehmenden gewährten Einblick in ihre Lebenswelten und eröffneten der Forschung Erkenntnisse und Einblicke in Phänomene, die neues Verstehen mit sich bringen. Entscheidend ist die Reflexion über die Grenzen der erfolgten Untersuchung, um keine falschen Generalisierungen, sondern vertiefende Erkenntnisse zu extrahieren.

Ich habe darauf geachtet mit dem kontrastierenden Prinzip in der Auswahl der Interviewpartner*innen möglichst unterschiedliche Perspektiven miteinzubeziehen (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 126). Dafür habe ich für die weitere Akquise von Interviewpartner*innen jeweils darauf geachtet Perspektiven aufzunehmen, die bisher nicht vorkamen. Neben der paritätischen Verteilung von weiblichen und männlichen Befragten nahmen drei Personen teil, die bereits als Kinder im Gebiet gelebt hatten. Zwei männliche Interviewte sind in Westdeutschland aufgewachsen – was im Quartier mit dieser exponierten DDR-Geschichte

immer wieder thematisiert wird – und eine Informantin im europäischen Ausland. Von den Informant*innen, die zwischen 30 und 70 Jahre alt sind, engagieren sich zwei im Nachbarschaftsrat, zwei sind in Initiativen aktiv, während die anderen beiden nicht in Kollektiven eingebunden sind. Angesichts der langwierigen Interviewphase von über einem Jahr ist zu betonen, dass die erhobenen Daten jeweils für sich einen fixierten Zeitpunkt in der Lebenswelt der Informant*innen abbilden. Zwischen den einzelnen Gesprächen sind Entwicklungen passiert, sodass die Interviews jeweils andere Momente in der Partizipationslandschaft der Karl-Marx-Allee festhalten. Für das Forschungsvorhaben habe ich das aber nicht als nachteilig erachtet, da in jedem Interview für sich eine relationale Alltagswelt abgebildet ist, die erkennen lässt, *wie* jeweils Partizipation stattfindet.

Als Gesprächsgrundlage nutzte ich jeweils eine Stichpunktliste statt eines strukturierten Leitfadens, da die noch unscharfen Kategorien die authentischen Ausführungen nicht irritieren sollten. Die notierten Themenbereiche schnitt ich situativ im Gespräch an, um den Gedankenfluss an das bisher Gesagte anzuknüpfen. Alle Interviews waren von einer lockeren Atmosphäre gekennzeichnet und fanden an unterschiedlichen Standorten statt; z.B. im Café, im Biergarten oder in verschiedenen Besprechungsräumen. Gelegentlich wurde das Erzählte ausschweifender, doch waren auch diese Passagen wichtig für das Gefühl, dass das Engagement in all seinen Facetten für das Interview von Interesse ist. Dadurch überschritten mehrere Gespräche die Marke von zwei Stunden. Alle Interviews zeichnete ich als Audioaufnahme auf. Im Hinblick auf Kaufmann und dessen Hervorhebung der akustischen Ebene, hörte ich mir die Aufnahmen unabhängig von der Transkription nochmals an, um mehrdeutige Passagen zu erkennen und die Aussagen richtig zu verstehen. Für die Analyse benutzte ich keine spezielle Software, sondern sie beruht auf Notizen, die ich während des Anhörens der Tonaufnahmen und dem wiederholten Durcharbeiten der Transkripte anfertigte.

Ein Text entsteht

Am Ende eines Forschungsprozesses steht die vielleicht wichtigste Entscheidung: wie sollen die Erkenntnisse verschriftlicht und einem Publikum präsentiert werden und nicht zuletzt: welche Erkenntnisse sollen das sein? Gerade für offene qualitative Forschungsvorhaben ist es notwendig zu reflektieren, wie die Erkenntnisse zustande gekommen sind und ob es für die Leser*in wichtig ist, dies genau nachvollziehen zu können. Stegkemper et al. (2018) haben sich anhand ihrer vier Promotionsarbeiten damit auseinandergesetzt, welche Darstellungen dem »nicht-lineare[n], zyklisch-iterative[n] Prozess« des qualitativen Forschens gerecht werden können. Eine An- und Einpassung an und in die standardisierten Schemen der normierten Forschungspräsentationen läuft Gefahr, der Leser*innenschaft die mäandernden Wege vorzuenthalten und einen makellosen Prozess

zu suggerieren. Wird der Erkenntnisprozess hingegen in all seinen Abzweigen und Verirrungen ausführlich dargelegt, droht der Text unlesbar zu werden und zur narzisstischen Selbstdarstellung der Autor*in mit zweifelhaftem Erkenntnisgewinn zu werden (Stegkemper et al. 2018). Mir erging es, nachdem das Material zusammengetragen und ich mit den Interviews gut vertraut war, beinahe so, als wäre ich in eine Goldgrube hinabgestiegen. Fasziniert von den reichen Erzählungen erschienen immer neue glitzernde Stellen, die ans Licht geholt werden wollten. Doch der Blick auf den kleinen Handwagen, der mir im Rahmen dieser Arbeit zur Verfügung stand, zwang mich bescheiden auszuwählen, um die Auswahl noch transportieren zu können.

Darüber hinaus stellte sich aber die Frage, ob es möglich wäre, der Leser*in einen Eindruck dieser Goldgrube zu vermitteln, ohne alles passgenau für meinen Handwagen zurechtschneiden zu müssen. Im Bezug auf Autoethnografien diskutieren Andrea Ploder und Johanna Stadlbauer die besonderen Chancen autoethnografischer Narrative. Als *messy stories* seien diese in der Lage, die einseitige Beziehung zwischen Forscher*in und Leser*in aufzulösen und einen Dialog herzustellen, in dem keine vorgefertigten Lesarten, sondern verschiedene Interpretationsmöglichkeiten zur Verfügung stehen. »Der Prozess des Verstehens endet demnach nicht mit der Produktion des Textes, sondern erst mit dem sinnlichen, emotionalen Erleben der jeweiligen LeserInnen.« (Ploder/Stadlbauer 2013: 377). Da auch das körperliche Empfinden der Befragten eine wichtige Rolle in dieser Untersuchung einnehmen sollte, bestand die besondere Herausforderung darin, wie die emotionalen engagierten Berichte, die ich persönlich erleben durfte, diese Kraft auch auf die Leser*in übertragen könnten.

Nach längerem Hin- und Herwenden erwies sich das Amateur*innenkonzept nach Hennion, das mir den Weg in die Goldgrube gewiesen hatte, auch als geeignet, um die spannendsten Stücke ans Licht zu bringen. Durch die Offenheit des Ansatzes für die individuellen Geschichten ist es nicht erforderlich die Eigenheiten und Widersprüche zu glätten, denn gerade auf diese richtet sich ein durch Hennion geschulter Blick. Alle vier Elemente Objekt, Körper, Kollektiv und Rahmenbedingungen können individuell am empirischen Beispiel erörtert werden und fügen sich durch die Nebeneinanderstellung zur sehr subjektiven Praxis zusammen. So entschied ich mich dafür die Leser*in Schritt für Schritt anhand meiner Erkenntnisse mit dem Blick Hennions vertraut zu machen – sie also selbst zur Forscher*in werden zu lassen – und die Arbeit nach mit dem Gerüst der vier Elemente aufzubauen.

Um der Leser*in gleichzeitig einen Einblick in die Empirie zu eröffnen, spricht der entstandene Text mit zwei Stimmen. Die eine erläutert schrittweise, was mit dem Blick Hennions im Feld der Partizipation sichtbar wird; die andere liefert dazu immer wieder Bilder aus dem Leben der Akteur*innen. Während sich die erste Stimme einer wissenschaftlichen Sprache verpflichtet fühlt, erzählt

die zweite Geschichten. Die Kritik, dass dabei die dualistische Gegenüberstellung von Theorie und Empirie noch verstärkt wird, liegt nahe. Doch die beiden Stimmen brauchen einander mehr als es der erste Blick vermuten lässt. Während die wissenschaftliche Stimme Fragen nach den realen Lebenswelten hervorruft, lassen die anekdotischen Narrative für sich genommen die Leser*in ohne Sinnzusammenhänge zurück. Nur im Dialog zwischen Wissenschaft und Praxis entsteht ein Gesamtbild.

In den Geschichten soll sich die Leser*in wiederfinden können. Sie sollen für das eigene Handeln anschlussfähig sein. Die Leser*in soll sich mit dem Erzählten auseinandersetzen können, Beziehungen zu den Protagonist*innen aufbauen, Sympathie und Widerwillen entwickeln, ohne durch eine abstrahierte interpretierende Sprache von den ursprünglichen Erfahrungen distanziert zu werden. Dabei muss klar sein, dass ich die Anekdoten ausgewählt und positioniert habe. Doch nachdem ich das Thema bestimmt, das Forschungsdesign aufgebaut, die Interviewpartner*innen kontaktiert, die Gespräche geführt und meine eigenen Gedanken daraus entwickelt habe, möchte ich nun meine Erkenntnisse weitergeben. Die Subjektivität des Forschungsprozesses soll nicht geleugnet werden, sondern bewusst für den Erkenntnisgewinn bei der Rezeption zurücktreten. Dabei bleibt die Beziehung zwischen mir und den Befragten jeweils präsent, da es jeweils drei Interviews gab, in denen wir uns saßen und drei in denen sehr schnell das Du verwendet wurde. Dieses intersubjektive Momentum findet sich in den Erzählungen wieder, indem es drei Protagonist*innen mit einem (anonymisierten) Vornamen gibt, während über die anderen mit einem (ebenfalls erfundenen) Familiennamen berichtet wird.

Es ist der Leser*in überlassen, wie sie sich im Dialog dieser zwei Stimmen bewegen möchte. Sie ist eingeladen meinen Ausführungen zu folgen, jedoch gleichzeitig animiert, sie sich anzueignen, in ihnen zu springen, Abkürzungen zu nehmen, dem eigenen Lesefluss zu folgen und an den Erkenntnissen zu partizipieren. Denn im Moment des Lesens sind es allein ihre Erkenntnisse! Jean-Claude Kaufmann lädt seine Leser*innen ebenfalls ein, sich auf verschiedene Weisen mit seinen Büchern auseinanderzusetzen. Seinem Buch *Schmutzige Wäsche*, in dem er Paarbeziehungen anhand der Hausarbeit untersucht, stellt er eine »Gebrauchsanweisung« voran, die drei verschiedene Vorgehensweisen vorschlägt (Kaufmann 1995: 13ff). Entweder die Leser*innen überfliegen die Kapitel flüchtig und picken sich einzelne Stellen heraus oder sie folgen dem linearen Verlauf des Buches. Als dritte Möglichkeit bietet er an, dass die Leser*innen selbst anhand des gesamten Materials überprüfen können, ob sie Kaufmanns Analysen folgen wollen. »Diese Art der Lektüre betrifft diejenigen, die sich nicht einfach nur als Leser, sondern selbst als Wissenschaftler verstehen, bzw. meine Auswertung von Lebensgeschichten einer methodischen Kontrolle unterwerfen wollen.« (Kaufmann 1995: 15). Da die Zitate im Verlauf des Buches meist aus den Zusammenhängen ge-

rissen sind, bietet er am Ende einen »biographischen Lektüreführer« (Kaufmann 1995: 15) an, in dem er die individuellen Persönlichkeiten kurz und knapp vorstellt. Davon habe ich mich inspirieren lassen, will die Vorstellung der befragten Personen jedoch gleich voranstellen, um auch der linearen Leser*in vorzustellen, wer dieses Buch mit Leben füllen wird.

A Herr Achims ist jetzt Mitte 50 und hat schon als Kind im Kiez nördlich der Karl-Marx-Allee in den Planschen²⁷ gespielt. Sein Vater lebt noch immer in der alten Wohnung. Es machte ihm schon immer Spaß, mit anderen gemeinsam etwas auf die Beine zu stellen, sodass er sich als Jugendlicher in einem Jugendclub eingebracht hat. Nach einigen Jahren in anderen Berliner Stadtbezirken und verschiedensten beruflichen Erfahrungen, beschloss er 2010 wieder in das Quartier der Kindheit zu ziehen. Bald stellte er fest, dass im Haus auch noch ein ehemaliger Mitschüler und dessen Mutter lebten. Er begann sich gelegentlich um die älteren Hausbewohner*innen zu kümmern und sich in der Hausgemeinschaft zu engagieren. Als die Wohnungsgesellschaft WBM Kandidat*innen für die Wahl zum Mieterbeirat ausschrieb, ließ er sich aufstellen und wurde auch gewählt. »Naja, die können mich eh nicht leiden, bei der WBM, dann bewirbst du dich einfach mal, weil du ja sowieso schon sonn Querulant bist.« Doch die Arbeit im Mieterbeirat gestaltete sich nicht so, wie es sich Herr Achims vorgestellt hatte. Zum einen hatte er das Gefühl, dass die Mieter*innen oft nur öffentlichkeitswirksam zu Veranstaltungen wie Grundsteinlegungen eingeladen wurden, ohne in irgendetwas eingebunden zu sein. Zum anderen war auch die Kooperation in der Gruppe schwierig, da eine Person versuchte die Arbeit der anderen zu bestimmen und ihre Ansichten durchzudrücken. So engagierte er sich parallel im neu gegründeten Nachbarschaftsrat, in dem er die Zusammenarbeit sehr schätzt. Sein Amt im Mieterbeirat legte er nieder, um seine Energie nicht sinnlos zu vergeuden.

M Michael (Mitte 40) hat als Architekt ein professionelles Interesse am gebauten Raum. Die Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt liegt ihm aber besonders am Herzen, da er seit 10 Jahren mit seiner Familie am Straußberger Platz wohnt und das Gebiet sehr gut kennengelernt hat. Er schätzt das viele Grün, die Ruhe und die Sicherheit, die die großzügigen Außenräume für Familien bieten. Dazu kommt sein Interesse für die Nachbar*innenschaft und die Geschichte des Quartiers. Durch seine Zeit in den Niederlanden und durch seine österreichische Frau und Büropartnerin ist er mit den international unterschiedlichen Beteiligungskulturen vertraut und sieht diesbezüglich in Berlin viel Nachholbedarf. Doch weiß er aus eigener

27 Plansche ist das Kurzwort für Planschbecken. So werden die beiden flachen Wasserbecken im Quartier bezeichnet, die in den 1960er-Jahren mit circa 20 Zentimeter Wassertiefe als Kinderwasserspielflächen angelegt wurden.



Erfahrung, wie schwierig es ist, sich Zeit für das Mitwirken zu nehmen, wenn man beruflich eingespannt ist. Mit seinem Büro hat er sich eine Zeit lang um ein besonderes Grundstück im Quartier bemüht. Sie machten den Vorschlag, eine unterirdische Wärmeübergabestelle im Quartier für ein Baugruppenprojekt zu überbauen. In diesem Zusammenhang ist er zu einigen Veranstaltungen gegangen, hat auch einige Wortbeiträge beigesteuert, aber sich nicht darüber hinaus verpflichtet intensiver zu partizipieren. Die Trennung seiner beruflichen Ansichten vom privaten Engagement findet er schwierig, da er als Planer immer die Baupotentiale sieht. Er bedauert, dass es so viel Widerstand gegen Nachverdichtungsvorschläge im Quartier gibt, wo doch Wohnungsmangel in Berlin besteht und dringend neue Wohnungen dort gebaut werden müssen, wo Platz dafür ist. Da findet er die Verfahren auch wenig ambitioniert und die geführten Diskussionen berühren in seinen Augen nur Nebenschauplätze. Sich für eine kontinuierliche Aufgabe bereit zu erklären, kann er sich nicht vorstellen, denn dafür fehlt ihm mit Familie und Selbstständigkeit die freie Zeit, auch wenn er das sehr bedauert. »[...] aber das ist einfach mangelnde Energie. [...] wenn ich mehr Zeit hätte, würde ich mich liebend gerne auch mehr einbringen, beim Haus der Statistik. Das [...] ruft ja [...] förmlich danach, dass man sich da einbringen sollte. Ähm, find ich auch alles hochinteressant, aber da fehlt mir einfach die Energie. Also das geht nicht. Ja. Ist leider so.«

- R** Als Künstler hatte Robert (Mitte 40) seit 2003 ein Atelier in der direkten Nachbarschaft zum Gebiet der Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt. Er wohnte direkt im Atelierhaus und kümmerte sich um Verwaltungsaufgaben. Die Nutzer*innen solidarisierten sich, als das Gebäude verkauft wurde und gründeten mit dem Atelierbeauftragten des Senats eine Initiative für bedrohte Atelierhäuser. Doch sie konnten nicht verhindern, dass sie 2016 ausziehen mussten. Seitdem sehen sie sich als »Künstlergemeinschaft ohne Haus« und arbeiten als Initiative in Kooperation mit anderen privaten Atelierhäusern. Ihre spektakulärste und nachhaltigste Aktion war 2015 das Anbringen eines Banners am Haus der Statistik, auf dem sie forderten, dass das Gebäude nicht abgerissen, sondern Atelierräume und Wohnen für Geflüchtete entstehen sollten. In der daraus entstandenen *Initiative Haus der Statistik* ist Robert auch weiterhin in verschiedenen Rollen aktiv. Robert hat mittlerweile eine Wohnung im Quartier und sucht weiterhin ein neues Atelier. Doch nicht nur aus persönlicher Betroffenheit engagiert er sich weiterhin für den Erhalt und die Schaffung von Atelierräumen im angespannten Immobilienmarkt in der Stadt, wo sich die öffentliche Wahrnehmung vor allem auf den Mangel an Wohnraum fokussiert. Robert findet es kritisch, dass sich nur wenige Künstler*innen politisch einbringen, während sie oftmals als Aushängeschild der Stadt und der Immobilienbranche für eine kreative Außenwirkung sorgen und doch unter pre-

Hinweis zur Abbildung links: Die Darstellung der interviewten Personen ist fiktiv

kären Bedingungen arbeiten und für jeden Freiraum kämpfen müssen. Wirklich Freude macht die politische Arbeit Robert meistens nicht. Es ist für ihn eher eine Pflicht, die leider nicht alle wahrnehmen: »Das kommt eigentlich, also bei mir ist das so, dass das immer erst ganz spät kommt. (lacht) Dieses Genussmoment. Also ich find's eigentlich tendenziell eher unangenehm.«

- K** Frau Kubitz ist 68 Jahre alt und könnte ihre Rente in Ruhe genießen. Doch vielmehr war ihre Pensionierung für sie die Gelegenheit sich noch mehr zu engagieren als zuvor. Sie ist im Kundenbeirat der Wasserbetriebe, Mitglied einer Selbsthilfegruppe für Lymphpatient*innen, baut als Tochter von Widerstandskämpfer*innen eine Webseite für das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück mit auf und kämpft im Nachbarschaftsrat für die Gesundheitsversorgung im Quartier der Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt. Sie ist als junges Mädchen mit ihren Eltern in die Neubauten an der Alexanderstraße gezogen und hat nach ihrem Studium der Kybernetik in Kiew lange im Prenzlauer Berg gewohnt. Als die Mieten dort stiegen, entschied sie sich mit ihrem Mann zurück in das Quartier zu ziehen und eine Eigentumswohnung zu erwerben. Sie findet die Wohnungen sehr schön und praktischer als die große Wohnung im Prenzlauer Berg, die auch viel Arbeit bedeutete. Sie findet es selbstverständlich, sich in der Nachbar*innenschaft zu engagieren. Sie ist mit diesem gesellschaftlichen Verantwortungsgefühl aufgewachsen und bedauert, dass diese Kultur der Hilfsbereitschaft mit dem Ende der DDR aufgehört hat. Auch für sie war die Zeit nach der Wende schwierig, denn die Angst um den Arbeitsplatz ließ keinen Platz für ehrenamtliche Arbeit. Sie arbeitete bei der Treuhandanstalt und studierte Jura im Abendstudium, um für die neuen Aufgaben gerüstet zu sein. Bis zu ihrer Rente konnte sie in Finanzbehörden arbeiten, doch die Angst vor der Arbeitslosigkeit empfand sie für sich und ihr Umfeld als prägend. Mit dem Renteneintritt hatte sie wieder genug Zeit für »gesellschaftliche Arbeit«, wie sie das Ehrenamt in der DDR nannten. »Ich nehme Demokratie und Bürgerbeteiligung, die gehört dazu, sehr ernst. Und jetzt bin ich nicht [...] mehr in der Arbeit und hab bisschen mehr Zeit als sonst. [...] Und will das auch leben.«

- F** Flora ist in Südosteuropa aufgewachsen und hat in den Vereinigten Staaten gelebt, bevor sie nach Berlin kam. Sie ist jetzt um die 30 und war noch ziemlich neu in der Stadt, als sie 2014 über eine Meetup-Gruppe an der Gründung eines Gartenprojektes teilnahm. Sie hatte sich für ihre Thesis in der Landschaftsarchitektur mit Gemeinschaftsgärten beschäftigt und war von dem in Berlin verbreiteten Konzept der gemeinschaftlich bewirtschafteten Fläche begeistert. Das französische Konzept der *Jardin Partagé* ist zwar auch gemeinschaftlich organisiert, aber am Ende hat doch jede*r seine eigene kleine Fläche für sich selbst. Das Gärtnern im Kollektiv ist für sie ein idealer Typus der Beteiligung, da man den Raum direkt gestalten kann. »Wir machen hier ein Beet!« und dann bist du mit dem Spaten in

der Hand und da ist ein Beet. (lacht) Es ist SUPEREINFACH!«. Ihre Begeisterung für partizipative Projekte aus dem Studium konnte sie im Gartenprojekt durch praktisches Wissen ergänzen. Sie findet es immer noch sehr spannend, dass man etwas entscheiden und gleich im Anschluss umsetzen kann, auch wenn sie erkannt hat, welche Probleme im Prozess aufkommen. Das Gartenprojekt wird vor allem von einer Kerngruppe getragen, die sich um die organisatorischen Fragen kümmert und nötige Entscheidungen trifft. Sie wollen die Nachbar*innenschaft einladen mitzugärtnern, auch wenn das nicht so einfach ist, wie sie anfangs dachten. Flora findet es schwierig, sich in klassischen Partizipationsverfahren zu engagieren. Man braucht Zeit und Energie, um zu lernen, worüber gesprochen wird, bevor man wirklich agieren kann. Hierzu wollen sie im Gartenprojekt eine Alternative schaffen. Dabei ist für Flora auch ein Kreis von Freund*innen entstanden, mit denen sie gerne zusammen ist, mit denen sie feiern gehen kann und die sie vermisst, wenn sie das Projekt verlassen.

- W** Frau Willert lebte schon als Kind im südlichen Teil des Quartiers in der Alexanderstraße. Viele ihrer Jugenderinnerungen sind mit dem Gebiet verbunden, wie die ersten Partys im Oktoberklub im Kino International – mit Musik von den Beatles, den Rolling Stones oder Pink Floyd – oder einem Ferienjob im Haus der Statistik. Nach ihrem Architekturstudium in Weißensee begann sie sich schon zu DDR-Zeiten für die Rettung der Altbauquartiere in Pankow einzusetzen. Nach der Wende konnte sie als Teil einer Bürgerinitiative durchsetzen, dass Pankow-Alt zum Sanierungsgebiet erklärt wurde. Diese Erfahrungen, ihre Arbeit in der Politik und der Verwaltung sowie viele Bürgerdialoge haben sie zu einer erfahrenen engagierten Bürgerin gemacht. Seit 2004 wohnt sie wieder im Quartier in einer Genossenschaft. Und so richtete sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf ihre alte neue Nachbar*innenschaft. Sie geht zu Veranstaltungen zum Haus der Statistik und zur Umgestaltung der Planschbecken, aber auch zu Stadtentwicklungsdebatten. Sie kritisiert, dass bei den klassischen frontalen Veranstaltungen oftmals kein Dialog möglich ist. Sie findet, dass die Bürger*innen es verdient haben anständig behandelt und angesprochen zu werden, wenn sie sich schon die Zeit nehmen, sich zu beteiligen. Frau Willert sagt, zu ihrem Leben gehöre es einfach dazu, sich einzumischen und bis ihr die Rente mehr Zeit bringe, agiere sie als Einzelkämpferin. Aber alleine fühlt sie sich dabei nicht. »Aber Sie dürfen nicht den Eindruck gewinnen, dass ich die Einzige bin, die sich einmisch. Da gibt's noch ganz viele andere. Es gibt viele Verrückte.« Sie weiß, dass man gemeinsam oft mehr erreichen kann, doch neben der Arbeit fehlt ihr einfach die Zeit sich aufwendig zu vernetzen.

Interviews sind auch Mitmachen

Bemerkenswert ist, dass die Kontaktaufnahme mit den ausgewählten Personen relativ leichtfiel. Die Angesprochenen waren gerne bereit, sich für ein Interview ausreichend Zeit zu nehmen und somit einen Beitrag zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Bürger*innenbeteiligung zu leisten. Die Partizipation und das Interesse hören hier also nicht beim Engagement für die eigenen Projekte auf. So wurde auch über das Forschungsvorhaben selbst gesprochen und ich musste interessierte Nachfragen beantworten, wonach ich denn genau suche. Diese Momente waren schwierig, denn es bestand die Gefahr, dass ich die Erzählungen der Informant*innen mit meinen Ausführungen auf meine eigenen Deutungsansätze hinführe, doch sie zeigten auch, dass die Befragten sich intensiv damit beschäftigten, was an ihren Erzählungen forschungsrelevant sein könnte und womit sie das unterstützen könnten. Dennoch waren sie am Ende teilweise ratlos und entschuldigten sich, weil sie nicht das Gefühl hatten, eine große Hilfe gewesen zu sein, was ich vehement auszuräumen versuchte.

K Frau Kubitz bemühte sich im Interview zu verstehen, wonach ich genau suchte. »Ich versuchs jetzt immer zu, also, Ihnen was zu erzählen, was Sie eigentlich suchen.« Sie hatte das Gefühl, dass ihre Motivation im Vordergrund steht und so hangelte sie sich in einem reflexiven Prozess daran entlang, um mir ihre Motivation darzulegen, die sie bei ihrem Engagement antreibt. Am Ende war sie fast versucht, sich dafür zu entschuldigen, dass sie meine Zeit vergeudet hat.

Angesichts der divergierenden Definitionen, was genau der Begriff Partizipation umfasst, war auch die Bezeichnung und Ausformulierung des Forschungsgegenstandes selbst Gegenstand der Gespräche. Schon zu Beginn wurde in den Gesprächen Kritik an den Begriffen *Partizipation* und *Bürgerbeteiligung* geäußert, sodass ich oftmals vom Mitmachen sprach, um eine eigene Ausformulierung anzuregen. Daraus hat sich der Begriff Stadtmitmacher*innen entwickelt. Oft wurde auch vom Mitwirken gesprochen. Während des gesamten Forschungsprozesses habe ich all diese Begriffe eher synonym verwendet, anstatt eine funktionale Differenzierung und Abgrenzung zu versuchen. Gerade in den Interviews war es wichtiger zu verstehen, wie die Befragten ihre Tätigkeiten selbst abgrenzen und zu verstehen, was sie mit dem jeweils benutzten Begriff meinen. Auf eine gemeinsame Begriffsbildung habe ich dabei kein größerer Wert gelegt, sondern auf ein gegenseitiges Verständnis.

A Herr Achims mag die Bezeichnung Partizipation nicht. »[...] ich nenn's lieber Bürgerbeteiligung, weil's eigentlich besser ist, der Begriff, als Partizipation. Ja bei was denn Partizipation?« Auch wenn er den Begriff der Bürgerbeteiligung vorzieht,

wundert er sich darüber, was manchmal darunter verstanden wird. Das reine Informieren als Bürgerbeteiligung zu bezeichnen, findet er merkwürdig. »Und dort wurde teilweise eben [...] auch darüber geredet, ist denn die INFORMATION über ein Projekt oder ein Vorhaben, ist das auch schon Bürgerbeteiligung? So wird das nämlich teilweise auch definiert. Also wir bauen Euch hier was vor die Nase ...«

Und wer partizipiert nicht?

Das zweite Interview, das ich mit Michael führte, bietet einen Einblick in eine Lebenswelt, in der Partizipation zwar als wichtig erachtet, jedoch nur marginal praktiziert wird. Es zeigt aber auch die methodischen Schwierigkeiten auf, das Nicht-Partizipieren mithilfe qualitativer Interviews zu erforschen. Nicht nur weil es sich schwieriger gestaltet, Personen zu interviewen, die nicht an den Prozessen in ihrem Quartier teilnehmen, sondern auch, weil ein Gespräch über die nicht vollzogenen Tätigkeiten leicht in hypothetische Ausführungen abschweift. Michael war einige Male bei Veranstaltungen gewesen und auch mit eigenen Beiträgen und Vorträgen als Architekt aktiv, geriet jedoch angesichts der Fragen in eine Rechtfertigungsposition. Er musste Begründungen finden, warum er seinen Überzeugungen widersprechend handelt. Während engagierte Bürger*innen freimütig über ihre Tätigkeiten berichteten, wurde deutlich, dass die Grenzbereiche der Partizipation und das Nicht-Partizipieren nicht auf diese Art zugänglich gemacht werden können.

So repräsentiert die untersuchte Stichprobe eine in vielerlei Hinsicht privilegierte Gruppe. Im Sinne des *Capabilities Approaches* nach Amartya Sen nutzen sie ihre Möglichkeiten der Teilhabe, ihre *Capabilities*, und setzen diese in Handlungen (*functionings*) um. Das muss aber nicht bedeuten, dass diese Untersuchung keinerlei Erkenntnisse liefern kann, warum Menschen ihre vermeintlichen Möglichkeiten teilzuhaben nicht nutzen. An vielen Stellen wird sichtbar, was die Informant*innen dazu befähigt hat, mitwirken zu können. Kehrt man die Vorzeichen um und stellt die Frage, unter welchen Rahmenbedingungen diese Zugänge versperrt bleiben, so lassen sich Erkenntnisse ableiten, was Partizipation konkret verhindert. Auch wenn diejenigen, die sich nicht an den Prozessen beteiligen, die hier untersucht werden, in der empirischen Arbeit abwesend bleiben, sollen sie in der Diskussion der Erkenntnisse zum Abschluss der Untersuchung erneut in den Fokus genommen werden.